

Mit der Arbeit bei Evros und dem Zeitungsaustragen habe ich Geld für meine Reise verdient, und meine liebe Tante Sophia hat mir früher auch hin und wieder etwas dazugegeben. Aber das ist jetzt vorbei. Evros helfe ich immer noch in der Gaststätte, gehe danach nach oben, mache Betten, putze die Badezimmer und staubsauge. Er kann sich nur um die Arbeiten kümmern, die er mit seinen zwei Daumen zu erledigen vermag. Alle anderen Finger hat er sich an der Eisenpresse in Schließmaar mit einem Schlag abgetrennt. Von seiner Invalidenrente hat er vor etlichen Jahren den Arimonds die Gaststätte am Rauschen abgekauft. Evros ist klein, hat einen runden Bauch, über dem das Hemd spannt. Ich mag seine Hosenträger, die mit silbernen Klipsen am Hosenbund festgemacht sind. Sein Gesicht sieht aus wie ein Rugbyball oder eine große Olive mit ein paar grauen Haaren und Faunenohren mit dicken Läppchen und Löchern, in denen einmal Ohrringe steckten; mit seinen blassroten Lippen lächelt er verschmitzt. Meistens ist er schlecht rasiert und kratzt sich mit dem Daumen die Bartstoppeln. Seine Augen mit den langen Wimpern funkeln grün. Selbst wenn er die ganze Nacht hinter der Theke steht und sich das Gerede der Betrunkenen anhört, ist er immer gut gelaunt. Er meint, das Leben sei vergleichbar mit einer leeren Flasche, die auch nur Sinn habe, wenn man etwas hineinfüllt, egal was, es müsse nur etwas hinein, das glücklich macht. In einer Schublade hinter der Theke bewahrt Evros seinen Schatz auf, den er, soweit ich weiß, nur mir gezeigt hat: eine kleine Flöte aus Schilfrohr, auf der Pan gespielt haben soll und so seine Syrinx mit den Händen berühren und ganze Lieder lang küssen konnte, und natürlich seine kostbare Sammlung von Bierdeckeln. Auf ihnen stehen Gedankensplitter zu griechischen Mythen oder Verse antiker Dichter und der Dichterin Sappho; sie war, wie Evros mir versicherte, vor über zweitausend Jahren für kurze Zeit Priesterin auf seiner Insel.

Und das hier steht auf einem meiner liebsten Bierdeckel:

Die einen sagen, ein Heer von Reitern, die anderen, eines von Fußsoldaten, wieder andere, eines von Schiffensei auf der schwarzen Erde das Schönste – ich aber sage: das, was auch immer ein jeder liebhat.

Im Urftland gibt es keine solch schöne Poesie, keine Götter, Helden und Heroen, nur Menschen wie die Grauköpfe, Vincentini, Sophia und Caspary,

auch die Liebe finde ich hier nicht, nachdem Paul Arimond mich verlassen hat. Doch vielleicht gibt es sonst irgendwo auf der Welt jemanden, den ich genauso lieben kann wie Paul. Ich habe Evros erzählt, dass ich bald weggehen möchte, er sich daher schon mal jemand anderen suchen solle, der ihm in der Gaststätte hilft. Evros schwieg zunächst, meinte dann, ob man wirklich um die ganze Welt reisen müsse, um schließlich zu erfahren, dass der Himmel überall blau sei – machte mir aber Mut mit den Worten, vielleicht sei der Himmel über dem Ägäischen Meer doch etwas blauer, lächelte und erzählte mir von Sappho, seiner dichtenden Priesterin, von ihrem Orakel und seiner Insel inmitten der gleißenden Wellen, die sich am weißen Strand brechen, wie sich jede Einzelne vorher brausend wölbt, um schließlich als schäumende Gischt im Sand zu verschwinden.

Da Evros außer seinen Daumen keine Finger mehr hat und nur noch sehr mühsam einen Stift halten kann, druckt er seine Gedanken Buchstabe für Buchstabe mit Hilfe eines kleinen Wortbandstempels auf die Bierdeckel. Er macht das abends, wenn er hinter der Theke steht und nicht mehr viel Betrieb ist; meist benötigt er mehrere Stunden für ein paar Zeilen.

Wenn ich mit meiner Arbeit bei Evros fertig bin, gehe ich zum Supermarkt, trinke dort in der Cafeteria einen Kaffee, lese in den Büchern, die Sophia mir gegeben hat, oder lausche den Grauköpfen. Sie fachsimpeln über ihre Auto-Cockpits mit digitaler Anzeige, den serienmäßigen Navigationssystemen, die sie nicht beherrschen, loben das Design der luxuriösen Innenausstattung, die komfortablen Veloursitze und die integrierten, elektrisch verstellbaren Seitenspiegel und Kopfstützen, sie reden über Qualität und Farbgebung ihrer Modelle sowie deren Lackierung, was stets zu heftigen Debatten unter ihnen führt. Am Staudamm sind inzwischen die Reparaturarbeiten abgeschlossen und das Wasser wird wieder eingelassen. Jetzt betreten die Cafeteria Vincentini, Striegl und Bauarbeiter vom Staudamm, die bei Evros logieren. Orlando versteckt sich in meiner Manteltasche. Seit ich die Schildkröte habe, verkriecht sie sich bei jeder Gelegenheit; sie will wohl ihre Ruhe haben, und die findet sie besser in der Dunkelheit. Sie gehörte einem ehemaligen Soldaten, der sie aus Afghanistan mitgebracht hatte und der eine Zeitlang regelmäßig in die Cafeteria kam; er verschwand eines Tages schließlich vor aller Augen auf dem Parkplatz, niemand hat ihn danach je wieder gesehen. Orlando aber saß allein auf der Bank und knabberte an einem Salatblatt. Seither habe ich ihn. Am liebsten gräbt Orlando Löcher in unserem Hof, krabbelt in seine Erdhöhle und verschwindet darin. Ich weiß, dass ich ihn quäle, wenn ich ihn immer wieder ans Tageslicht hole, aber ich brauche seine Gesellschaft, um meine Geschichte zu schreiben. Ich habe ihm versprochen, ihn bald mit auf meine Reise zu nehmen und ihn auf Evros' Insel freizulassen, denn auf ihr leben, wie Evros sagt, eine Menge Schildkröten, und Orlando könnte dort so viele Löcher graben, wie er nur will.



Bierdeckel 3

Die Graien sind die Schwestern der Gorgonen, ihre Namen lauten: Pemphredo, Enyo und Deino. Sie sind die Töchter der schrecklichen Meeressäugin Keto und schon als Greisinnen kamen sie zur Welt. Sie besitzen nur ein Auge und einen Zahn, die sie sich bei Bedarf teilen, hausen in einer Höhle am Fuße des Atlas, wo weder Sonne noch Mond leuchten.

Bis vor Kurzem trug ich noch frühmorgens Zeitungen aus; Großvater hatte mich bereits als kleines Mädchen mitgenommen, als er sie selbst noch von Haus zu Haus brachte. Später habe ich sie allein verteilt; nach dem Zeitungsaustragen arbeitete ich in der Gaststätte, und am späten Nachmittag besuchte ich Tante Sophia und unterstützte sie beim Aufräumen und Putzen ihres großen Hauses. Eigentlich war sie gar nicht meine Tante – ich nannte sie nur so. Sie war die Urenkelin des einstigen Bergwerksdirektors, eine richtig feine Dame. Bis zu ihrer Pensionierung unterrichtete sie am Gymnasium, wo meine Mutter eine Zeit lang ihre Schülerin war. Sophia wohnte früher in der Direktorenvilla am Stiftsberg, die ihr Urgroßvater, nachdem die Bergwerke hier in der Gegend alle geschlossen worden waren, gekauft hatte. Ihren Sohn Raimund, den stellvertretenden Direktor der Sparkasse, kann ich nicht leiden, und dann ist da noch ihr längst verstorbener Mann Eugen – aber das ist eine komplizierte Geschichte. Sophia sagte mir immer wieder, wie schön es sei, die Dinge aufzuschreiben, die einen beschäftigen; keiner redet dazwischen oder macht sich lustig über das, was man denkt. Man könne ganz bei sich sein, und doch lausche einem die gesamte Menschheit. Die Geschichten erweisen sich als Reiserouten und Schatzkarten im Kopf, seien Verzeichnisse von Straßennetzen, wie sie Geografen von Landschaften und Ärzte von unseren Gehirnen anzufertigen versuchen. Sie meinte, es könne doch höchst interessant sein, so eine Karte von sich anzufertigen, mit ihr herumzuwandern, auch wenn sie zunächst noch so verworren wäre, man sich verirrt und Angst habe, vielleicht niemals ans Ziel zu gelangen. Vielleicht könnte ich auf diese Weise auch einiges über meine Herkunft erfahren, und das, versicherte sie, sei doch das Wertvollste, was ich mir wünschen würde. Ich hätte gern eine wirkliche, ebenso kluge und liebe Tante wie Sophia gehabt, aber ich hatte noch nicht einmal richtige Eltern. In der Schule habe ich wenig gelernt, selbst schreiben konnte ich nicht richtig, bis Sophia es mir unter Mühen beigebracht hat. Ich saß immer nur in der hintersten Bank der Klassen 1c bis 8c der Sebastian-Grund-und-Hauptschule Kall, träumte, kritzelte und kleckste in meine Schulhefte und sah, wie die seltsamsten Dinge aus diesen Klecksen entstanden; ich drehte den Füller herum und malte dann mit der spitzen Außenseite der Feder dünne Striche, aus denen sich irgendwann Bilder ergaben, die einfach nur da waren, ohne dass ich mich mit der mühsamen Wirklichkeit der Worte